HEYNE

Über die Autorinnen

Renske Steen wurde 1982 in Ostfriesland geboren, studierte Musik in Paderborn, Detmold und Hamburg. Nach vielen Jahren in der Kulturbranche, unter anderem als Redakteurin beim Konzerthaus Berlin und im Marketing für Klassikfestivals, suchte sie nach einer neuen Aufgabe. Ein Interview mit einem Bestatter weckte ihre Neugier, die sie während der Pandemie in die Praxis umsetzte: zunächst als Hilfskraft, später als Bestatterin. Gemeinsam mit Julia Kreuch gründete sie *faarwel* in Hamburg. Ihr Ziel: Den Tod wieder ins Leben holen und Abschied menschlicher gestalten.

Julia Kreuch, 1983 in Oberfranken geboren, studierte Deutsche Literatur und Geschichte in Konstanz. Nach Stationen in Shanghai, wo sie für die Friedrich-Ebert-Stiftung internationale Kongresse organisierte, und in Zürich im Vertrieb, kehrte sie 2015 nach Hamburg zurück. Ein Gespräch über den Tod in Mexiko brachte sie auf die Idee, die Bestattungsbranche neu zu denken. Nach einem Praktikum und ersten Erfahrungen als Hilfskraft wagte sie den Schritt in die Selbstständigkeit. Heute führt sie gemeinsam mit Renske Steen den Bestattungsladen faarwel in Hamburg und setzt sich für eine zeitgemäße, offene Bestattungskultur ein.

RENSKE STEEN JULIA KREUCH

VOM SPRECHEN ÜBERS STERBEN STIRBT MAN NICHT

Zwei Bestatterinnen bringen den Tod zurück ins Leben

HEYNE

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026
© 2026 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion/Lektorat: Sophie Dahmen
Umschlaggestaltung: Favoritbuero
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck: GGP Media GmbH
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-21933-5

www.heyne.de

INHALT

Was wir dir sagen müssen … 7

TEIL 1: BEHUTSAM RANTASTEN 11
Das erste Mal Sterben 12
Die eigene Unsterblichkeit 25
Der erste nahe Tod 40

TEIL 2: BESSER VERSTEHEN 55
Kleine Bestattungs-Rundschau 56
Bestatten in Deutschland 71
Geburtsstunde einer Branche 86

TEIL 3: VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN 103
Beerdigen und Abschiednehmen 105
Die Lücke im Gesetz 118
Feministisches Bestatten 130

TEIL 4: EIGENE PERSPEKTIVE ENTWICKELN 145
Zukunftssichere deutsche Bestattungskultur 146
Können, Sollen, Wollen 157
Unser Traum vom Abschied – ein Gespräch 167

Glossar 181

WAS WIR DIR SAGEN MÜSSEN ...

Wir werden alle sterben.

Sorry, dass wir gleich zu Beginn mit so einem Downer reinplatzen. Aber diesen Satz sagen wir ziemlich oft und wir sagen ihn gern. Er hat unser Leben besser, uns selbst mutig gemacht. Ja, übers Sterben und über den Tod sprechen die meisten nicht gern. Und weil kaum jemand darüber spricht, ist um das Ende des Lebens herum eine Art Vakuum entstanden – mit viel Platz für Angst und Unwissenheit.

Auch wir haben lange nicht über dieses Ende nachgedacht, es spielte in unseren Leben keine Rolle. Selbst als in meiner engen Familie ein Sterbefall aus vermeintlichen Zeitgründen so abgehandelt wurde, dass ich überhaupt keine Chance bekam, mich zu verabschieden, habe ich das so hingenommen. Macht man doch so, oder? In Julias Familie wurden sowieso alle ganz pragmatisch unter die Erde gebracht, das stellte auch niemand infrage.

Fragen stellte Julia erst, als ihr Bruder Carolina in die Familie brachte. Sie ist Mexikanerin, verlor früh ihre Mutter, und Julia war einfach neugierig. »Tanzt ihr wirklich auf den Gräbern?« Carolina gab bereitwillig Auskunft und für Julia begann eine Zeit, in der sie alles las, ansah und -hörte, was mit dem Thema zu tun hatte. Ihr Interesse mündete in ein zweiwöchiges Praktikum bei einem Bestatter in Berlin, für das sie sich vom eigentlichen Job Urlaub nahm.

Von diesem Berliner Bestatter hatte ich zufälligerweise schon ein paar Jahre früher gehört. Ein Radiointerview, in dem er davon er-

zählte, was ihn bewogen hatte, Bestatter zu werden, und dass man diese Branche seiner Ansicht nach dringend modernisieren müsse. Das traf bei mir voll ins Schwarze. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke: Man hätte das damals in meiner Familie anders regeln können? Also so, dass ich mich noch hätte verabschieden können? Erst war ich überrascht, dann traurig, schließlich wütend. Und dann begann auch ich zu recherchieren und alles zu diesem Thema aufzusaugen. Es dauerte nicht lange, bis ich am Vakuum ankam und mich über die Sprachlosigkeit wunderte. Als ob es ein geheimes Abkommen gibt, über das nur die älteren Generationen Bescheid wissen. Und da ich sowieso aus meinem alten Job raus wollte, zog ich auch berufliche Konsequenzen.

Zum Glück lernte ich in dieser Zeit Julia kennen. Sie arbeitete wie ich als Hilfskraft bei einem Hamburger Bestattungsunternehmen. Einige Zufälle später waren wir zwei festangestellte Bestatterinnen dort. Und wie mühten wir uns an diesem Vakuum ab! Lernten neue Dinge, stellten Fragen, immer wieder neue Fragen, schlugen Veränderungen vor, überdachten Prozesse. Irgendwann kamen wir an den Punkt, an dem wir uns bereit fühlten, das Vakuum zu füllen, die Leerstelle zu besetzen. Wir haben einen Bestattungsladen auf St. Pauli in Hamburg – und später auch einen in St. Georg – aufgemacht und einen Ort geschaffen, den man nicht nur dann besucht, wenn jemand gestorben ist. Sondern an den man auch kommt, wenn man Bücher liebt oder Konzerte oder eine Postkarte kaufen möchte. Oder einfach für einen kurzen Schnack.

Seit der Eröffnung steht die Tür dieses Bestattungsladens fast immer offen und wir bekommen viel Besuch. Eine Frau, deren Schwester wir vor einigen Monaten beerdigt haben, ist regelmäßig auf eine Zigarette da, andere trauen sich nach dem zehnten Mal Vorbeigehen rein und sagen: »Das ist aber schön bei euch!« Das Gute daran ist: Wird es irgendwann wirklich ernst für die Menschen (du weißt, wir werden alle …), dann müssen viel weniger

Ängste und Schwellen überwunden werden. Dann wissen sie, dass sie einfach zu uns kommen können, egal ob die Haare gewaschen sind, sie dauernd in Tränen ausbrechen oder ganz sachlich kurz mal Preise checken möchten, egal ob sie vier Mal dieselbe Frage stellen oder zwischendurch wütend den Raum verlassen müssen. Wir urteilen nicht.

Auf Instagram schrieb uns eine Followerin: »Die wenigsten verstehen, wie wir mit der Gegenwart umgehen können, damit die Zukunft so viel bereichernder wird, und welche tiefe Verbundenheit man anderen schenken kann und es dennoch keine tiefe Beziehung sein muss.« Genau das. Wir sind da, wir sind die Bestatterinnen. Mehr auch nicht. Dafür können wir etwas, das in dem Moment wichtig ist: Ängste erträglicher machen und ganz normal sein. Weil wir ja auch irgendwann sterben.

Dieses Buch ist kein Ratgeber für achtsames Abschiednehmen und auch keine Ritualsammlung mit schönen Ideen für eine Lebensfeier. Wir wissen, dass du das selbst kannst. Alles, was es für einen guten Abschied braucht, steckt in dir. Dieses Buch ist nur ein Zugang dazu. Es gibt dir genügend Wissen, um informiert für das einzustehen, was du brauchst, wenn du jemanden in deinem Umfeld beerdigst. Und vielleicht nimmt es auch dir selbst die Angst und Sorge vor diesem Ende, dem wir oftmals so machtlos und unsicher gegenüberstehen.

Was dieses Buch übrigens auch nicht ist: eine berührende Aneinanderreihung von Anekdoten aus unserem Alltag. Ja, einige Menschen, die wir begleitet haben, sind mit ihren (leicht abgewandelten) Geschichten hier drin gelandet. Weil es ohne sie und die vielen anderen, die nicht hier auftauchen, nicht gegangen wäre. Ohne sie, ohne euch könnten wir nicht so arbeiten. Ohne euch hätte sich unser Blick nicht ständig erweitert. Und ohne eure Geschichten wäre dieses Buch vielleicht auch ein bisschen zu pessimistisch geworden. Denn wir haben ganz schön viel zu kritisieren – nicht an

euch, nicht an dir. Aber an dieser Branche, zu der Julia und ich uns nur teilweise zugehörig fühlen dürfen. Wir wollen euch mit dieser Kritik zeigen, dass vieles, was als selbstverständlich dargestellt wird, es gar nicht ist. Und dass ihr ein Recht habt auf eure Fragen und Wünsche, die nicht mit einem »Das macht man eben so« abgebügelt werden sollen. Wir wollen, dass ihr informierte Entscheidungen treffen könnt – daher gibt es am Ende des Buches auch ein Glossar, das euch Begriffe aus der Bestatterbranche, die wir für besonders wichtig halten, erklärt.

Alles, was jetzt kommt, habe ich, Renske, geschrieben. Denn wir können ein Unternehmen zusammen gründen, aber ein Buch zusammen schreiben? Schwierig. Alles, was jetzt kommt, hat Julia gelesen und autorisiert. Denn ich kann auf keinen Fall alleine ein Buch über uns schreiben. Das ist ja wohl klar.

Und jetzt lass uns mal übers Sterben sprechen. Es wird leichter, je öfter man es macht. Versprochen.

PS: Es lohnt sich, zuerst einen Blick ins Glossar zu werfen, auch wenn es am Ende des Buches steht.

TEIL 1:
BEHUTSAM RANTASTEN

Wann nehmen wir wahr, dass ein Leben ein Ende hat? Als Kinder betreffen uns die ersten Tode in unserem Umfeld meist kaum. Wir sehen ein totes Insekt, einen Regenwurm in zwei Teilen, bekommen mit, wie eine Amsel gegen die Scheibe fliegt und auf der Terrasse verdreht liegen bleibt. Vielleicht erlauben uns die Erwachsenen, ein totes Tier zu beerdigen und eine kleine Zeremonie zu gestalten. Und wenn ein Mensch stirbt, den wir kannten? Wir haben kleinen Jungs geholfen, mit ihren Spielplatzschippen das Grab ihres Vaters zuzuschaufeln, haben Wutausbrüche von Achtjährigen bei Aufbahrungen ausgehalten und mit Zwölfjährigen auf der Trauerfeier der Mutter im Hinterzimmer gekickert, während vorn die Trauerfeier lief. Je älter die Kinder waren, desto mehr ähnelte ihr Konzept vom Lebensende dem der Erwachsenen. Und mit unserem Einfluss auf sie kommt auch die Befangenheit. Leider.

Wir denken lange, dass wir unsterblich sind. Manche ein ganzes Leben lang, bis zum bitteren Ende. Einige können sich schlicht nicht vorstellen, dass sie irgendwann nicht mehr sein werden. Andere finden den Gedanken daran so schlimm, dass sie ihn verdrängen. Oder man verbindet mit dem Lebensende einen solchen Druck – in dem Sinne, dass man etwas im Leben erreicht haben muss –, dass der Gedanke ans eigene Ende ganz weit weggeschoben wird.

In vielen Lebensabschnitten ist dieses Unsterblichkeitsgefühl wichtig und erfüllt einen Zweck. In einem Menschenleben gibt es Zeiten des Wachstums, der Produktivität, des Schaffens, dann wird das Erreichte erhalten, dann Abschied genommen. Und in jeder Generation gibt es unterschiedliche Haltungen zu dieser »Ordnung«, manche entfernen sich von ihr, andere nähern sich ihr an. Irgendwann jedenfalls kommt er, dieser Moment, in dem du zum ersten Mal mit dem Sterben oder dem Tod eines dir nahen Menschen konfrontiert bist.

Unsere Gesellschaft ist aufs Sterben nicht mehr vorbereitet, der Unsterblichkeitsgedanke und der Wunsch, das eigene Ende möglichst weit wegzuschieben, sind tief verankert. Aber egal, ob du dich gut vorbereitest oder keinen Gedanken daran verschwendest: Der Moment der Wahrheit fühlt sich dann doch an wie ein Bodycheck beim Eishockey. Es passiert auf einmal. Eine Person stirbt, die man kannte, vielleicht sogar sehr gut kannte. Eventuell erlebt man das erste Mal echte Trauer. Man geht auf eine Beerdigung und kommt in Kontakt mit der Bestattungsbranche. Wir wollen uns in diesem Kapitel zusammen langsam an das Thema rantasten. Ohne Druck, ohne Vorurteil. Okay?

DAS ERSTE MAL STERBEN

Als ich das erste Mal erfahren habe, dass es so etwas wie Sterben gibt, war ich ungefähr acht Jahre alt. Unser Kater Michel war überfahren worden, am Tag nach Heiligabend. Ich habe ihn nicht gesehen, habe ihn nicht beerdigt, er war einfach weg. Natürlich war ich traurig. Er war total verschmust und lieb gewesen. Aber nach ein paar Tagen hatte ich mich an den Zustand ohne Katze gewöhnt.

Fast zur selben Zeit starb auch eine Großtante meiner Oma. Ein paar Tage, nachdem sie ins Heim gezogen war, weil es meiner Oma,

die sie gepflegt hatte, zu viel geworden war. Es war für alle selbstverständlich, dass ich nicht bei der Beerdigung dabei sein würde. Und mir war das recht. Ich hatte ein bisschen Angst vor ihr gehabt, weil sie – noch im Haus meiner Oma lebend – verrückt geworden zu sein schien. Ich war auf der Suche nach meiner Oma zu ihr ins Zimmer gelaufen, sie zeigte an die Wand und fragte mich: »Was machen die ganzen Kinder hier?« Heute weiß ich, dass sie da bereits in einer frühen Sterbephase war, in der durch eine Demenz verstärkt Halluzinationen auftreten können. Damals erzählte ich niemandem davon und mied das Zimmer ab sofort.

Wirklich trauernd habe ich jemanden in meinem nahen Umfeld erst erlebt, als der Vater meines Vaters, mein Opa, starb. Ich kam nach der Schule nach Hause und alle waren da, mein Vater weinte, meine Mutter sagte nur: »Dein Opa ist tot.« Ich war ein bisschen traurig, denn ich mochte ihn, aber er war ja auch – zumindest in meiner Vorstellung – uralt gewesen. Dass mein Vater weinte, beschäftigte mich nachhaltiger. Ich hatte nie eine besondere Verbindung zwischen den beiden wahrgenommen und war irritiert. Bei der Beerdigung saß ich in der zweiten Reihe der Friedhofskapelle, alle weinten. Zur Beisetzung des Sarges durfte ich nicht mit, auch nicht zum anschließenden Leichenschmaus. Dahin nahm man Kinder nie mit.

IST DOCH KINDERLEICHT

Vielleicht sind deine ersten Berührungspunkte mit Sterben und Beerdigen ähnlich, vielleicht sind sie noch stärker geprägt von ritualisierten Vorgängen, die du als Kind vermutlich im Grundschulalter zum ersten Mal wahrgenommen hast. Vorher sind wir meistens zu sehr mit uns selbst beschäftigt. Wir nehmen zwar das Äußere wahr, erinnern uns auch daran, aber beziehen es nicht auf uns.

Kinder und Trauer sind in den letzten Jahrzehnten gut erforscht worden, entwicklungspsychologisch, pädagogisch, medizinisch.

Wir wissen, wie Kinder in welchem Alter Verluste wahrnehmen, wie sie trauern. Und wir sind trotzdem komplett aufgeschmissen, wenn bei einem Sterbefall Kinder involviert sind. Weil wir als Erwachsene nicht mehr wissen, wie Trauern und Abschiednehmen gehen. Weil wir nicht mehr wissen, was uns guttun würde, was wir uns herausnehmen oder wozu wir Nein sagen dürfen, haben wir keine Ahnung, was wir unseren Kindern sagen sollen oder wie wir sie begleiten müssen.

Wir staunen dann darüber, wie Kinder sich auf Beerdigungen verhalten, wie doll sie in einem Moment trauern und im nächsten mit der Freundin um eine ganz bestimmte Pokémon-Karte feilschen. Wie sorglos sie in den Aufbahrungsraum spazieren, keine Angst davor haben, den Sarg zu bemalen, und dann ganz genau wissen, wann es genug ist, sich umdrehen und nach Hause wollen.

Für uns selbst brauchen wir eine fachliche Instanz, die uns sagt, wie es geht. Die uns die fünf Phasen der Trauer nach Elisabeth Kübler-Ross erläutert – ach nein, die ist schon wieder veraltet, es gibt viel mehr Phasen und ein neues Standardwerk dazu? Wir stehen in der Buchhandlung oder Bücherei ratlos vor dem Regal mit der Fachliteratur und sind erstaunt darüber, was alles bereits zu dem Thema geschrieben wurde. Aber was hilft uns jetzt? Vielleicht die Idee der Trauerwellen, dann müssen wir uns nicht schlecht fühlen, wenn es uns ein paar Stunden ganz okay geht. Ist es eigentlich in Ordnung, dass ich mit meiner verstorbenen Mutter endlose Diskussionen führe? Gibt es dafür auch einen Fachbegriff? Und was ist mit meiner Wut? Die fühlt sich so falsch und unangebracht an. Auf Instagram werden Bildchen geteilt, in denen die Trauer ein Monster ist, ein liebes Monster. Oder ein großer wirrer Kreis, der nicht kleiner wird, nur wir als Gefäß werden größer um dieses Trauerwirrwarr herum. Diese Bilder könnten auch für Kinder gezeichnet sein, aber die brauchen sie gar nicht. Sie wissen intuitiv, was gut für sie ist.

TRAUERPFÜTZEN-HÜPFEN

Wir haben in unserer Arbeit oft die Erfahrung gemacht, dass es für die anwesenden Erwachsenen leichter wird, wenn Kinder dabei sind. Kinder haben keine Angst davor, eine verstorbene Person zu sehen, sie können ihre emotionalen Kapazitäten einschätzen, sie fragen, wenn sie etwas nicht verstehen. Da können sich auch die Erwachsenen dranhängen. Wenn ihre eigene emotionale Überforderung zu groß wird, legen sie den Fokus auf die Kinder. Sie hören die Frage laut ausgesprochen, die sie sich selbst nicht getraut haben zu stellen. Sie begleiten sie auf die Toilette und können dafür den Raum ohne weitere Nachfrage mal kurz verlassen und durchschnaufen.

Sie steigen beim Trauerpfützen-Springen ein. So nennt man das, was Kinder in ihrer Trauer tun. Manche dieser Trauerpfützen sind klein und flach, andere tief und schlammig. Aber ihnen ist gemeinsam, dass man in sie hinein- und auch wieder aus ihnen herausspringen kann. Man ist ein bisschen nass geworden, vielleicht auch ein bisschen dreckig. Das sind die Spuren, die sichtbar bleiben. Aber zwischen den Pfützen findet das ganz normale Leben statt.

Gerade Kinder im Kindergartenalter beherrschen das Trauerpfützen-Springen meisterhaft. Sie wissen, was das Wort »tot« bedeutet, setzen es aber eher gleich mit »nicht da sein«. Außerhalb der Pfützen müssen sie sich vergewissern, dass jemand wirklich tot ist. Sie stellen dann immer wieder die gleichen Fragen, bei deren Beantwortung man möglichst keinen zunehmend genervten Eindruck machen darf. Sie springen mit Karacho rein in die Trauer und genauso wild wieder raus.

Julia konnte das schon bei ihrem ersten Mal Kindertrauer sehr gut beobachten. Ein Mann war gestorben, der Vater von zwei kleinen Kindern. Die Familie kam zur Aufbahrung in das Bestattungsunternehmen, für das Julia damals arbeitete. Dort gab es auch eine Trauerbegleiterin, die einen jungen Pudelrüden hatte. Sie bot an,

nach der Abschiednahme da zu sein, fürs Rausspringen aus der Trauerpfütze. Die beiden Kinder gingen mit der restlichen Familie in den Aufbahrungsraum und blieben dort ungefähr 20 Minuten. Als sie wieder rauskamen, saß der Hund da, ganz ruhig – er war die perfekte Trauerbegleitung. Es dauerte keine Minute und die Kinder waren mit ihrer Aufmerksamkeit ganz bei ihm und im Jetzt. Das bedeutet nicht, dass sie vergessen hatten, dass im Raum hinter ihnen ihr verstorbener Vater lag. Sie betraten dieses Zimmer auch unabhängig voneinander noch mehrere Male. Aber sie hatten den Hund als Einladung verstanden, sich dem aktuellen Leben zuzuwenden. Und sie wussten instinktiv, dass sie das durften. Sie machten sich keine Gedanken darüber, ob jemand der Anwesenden ihr Verhalten pietät- oder respektlos finden würde.

In so einem intimen Rahmen fällt es leicht, auf anwesende Kinder Rücksicht zu nehmen, in größeren Kontexten gelingt das meist nur mit guter Vorbereitung. Eine Trauerfeier, eine Bestattung kann durch die vielen Menschen, Erwartungen und die unbekannten Abläufe für Kinder überfordernd sein. Auch das haben wir einmal sehr deutlich zu spüren bekommen, als Florian beerdigt wurde. Er starb an Krebs, hatte zusammen mit seiner Frau zwei kleine Söhne, die fast drei und fünf Jahre alt waren. Wir haben in einem großen Konzert-Venue gefeiert, weil Florian Musik und Konzerte liebte. Es waren viele Gäste gekommen, wie so häufig bei jungen Verstorbenen. Florians Frau machte sich Gedanken darüber, wie sie den Tag durchhalten würde. Sie wollte alles wahrnehmen, Raum für ihre eigene Trauer haben, ihre Kinder begleiten und auch ein paar Worte sagen.

Sie selbst kam auf die gute Idee, eine Erzieherin aus dem Kindergarten der beiden Söhne zu bitten, für die beiden und auch die anderen anwesenden Kinder da zu sein. Wir bauten eine Spielekonsole auf, die Kinder konnten frei zwischen der großen Halle, wo die Feier stattfand, und der Kneipe davor hin- und herwechseln.

Es klappte gut. Florians Frau konnte ihre Rede halten, die Kinder sprangen in kleine Trauerpfützen und schnell wieder hinaus, die Spielekonsole war natürlich der Hit und passte gut zur Trauerpfützen-Situation.

Am darauffolgenden Tag sollte Florians Asche auf dem Friedhof im engeren Familien- und Freundeskreis beigesetzt werden. Eine Minute nach der vereinbarten Zeit bog seine Frau um die Ecke, an der Hand nur einen weinenden Sohn, den jüngeren. »Er hat mir gerade gesagt, dass er sich wünscht, ich sei gestorben und nicht Florian«, presste sie zwischen den Zähnen heraus. »Er will nicht kommen, er sitzt im Auto.«

Am Tag zuvor waren alle zusammen auf der Trauerwelle gesurft, hatten sich gehalten, das Mitgefühl der vielen Gäste gespürt und genossen. Heute war es nur ein tiefes schwarzes Loch, in dem gar nichts mehr ging. Dass der Sohn seiner Mutter den Tod wünschte, hört sich schlimm an und verletzte sie. Sie konnte nicht für ihn da sein und ihn begleiten, weil sie selbst so tief im Trauertal steckte. Da half es auch nichts, ihr zu sagen, dass ein solcher Wunsch nicht so gemeint ist. Kinder in diesem Alter denken an den Tod nicht als finales Ende, sondern verstehen ihn eher als »nicht da sein«. Sie stellen sich Tot-Sein wie ein Leben auf Sparflamme vor und gehen davon aus, dass nur andere sterben können, nicht sie selbst.

Mit seinem Satz meinte der Junge also nur: »Ich wünsche mir Papa zurück.« Und Florians Frau hätte natürlich am liebsten geantwortet: »Ich mir auch.« Stattdessen musste sie auf den Friedhof gehen und funktionieren, Erwartungshaltungen ertragen – eigene und fremde. Rückblickend war es keine gute, zufriedenstellende Beisetzung. Und ja, das sollte immer das Ziel sein, auch wenn es um Trauer und Bestattungen geht. Es tut mir und Julia bis heute leid, dass wir das nicht ermöglichen konnten, auch wenn wir den Sohn nach ein paar Minuten dazu bewegen konnten, uns doch auf den Friedhof zu begleiten. Wir erreichten nicht mehr jenen Zu-

stand von Ruhe und Gelassenheit, den die Situation so dringend gebraucht hätte. Denn da waren ja noch andere Gäste, Menschen in Trauer, vermeintliche Erwartungshaltungen, Bedürfnisse. Der Sohn hat es sicherlich einigermaßen verpackt und erinnert sich nicht mehr detailliert an den Tag. Und Florians Frau ist heute weiter in ihrer Trauer und kann mit mehr Wohlwollen zurückschauen. Vermutlich auch, weil wir es später im Abschlussgespräch zusammen durchgegangen sind und sehr offen darüber gesprochen haben.

Der kleinere Sohn spielte an diesen beiden Tagen und auch in den Wochen davor und danach kaum eine Rolle in der Familientrauer. Er verstand tatsächlich nicht, dass Papa wirklich nie wiederkommen würde. Zwar nahm er seine Mutter auch noch nicht so wahr, dass er sie hätte trösten können – aber für sie bedeutete es trotzdem eine Milderung der Situation. Sie konnte in seinem Beisein trauern und musste ihn nicht in seiner Trauer begleiten.

Dieses Dilemma, in dem das lebende Elternteil steckt, ist in manchen Momenten kaum auszuhalten und eine echte Herausforderung. Und während die Kinder mit uns in der Rolle als Bestatterinnen meist wenig anfangen können, sind wir oder vielmehr der Raum, den wir anbieten, für die überlebende Elternperson immens wichtig. In fast allen Fällen, die wir bislang begleitet haben, kam es dazu, dass uns der Vater oder die Mutter aufsuchte, um einfach bei uns in den Räumen zu sein. Wir stellen keine Ansprüche, wir sind vielleicht sogar die letzte Verbindung zum verstorbenen Partner oder zur verstorbenen Partnerin – die wir aber gleichzeitig in den meisten Fällen nicht gekannt haben. Man kann uns von ihm oder ihr erzählen, Geschichten, die wir noch nie gehört haben. Bei uns haben alle Gefühle Platz, auch Wut. Auf den verstorbenen Partner oder das Kind, das solche Dinge sagt.

Nicht alle Kinder müssen in diesem Alter schon einen solch nahen Verlust durchleben. Bei den meisten ist es wie zu Beginn be-

schrieben: Oma oder Opa stirbt. In der kindlichen Vorstellung sind das sehr alte Menschen, die dann nicht mehr da sind. Das fühlt sich traurig an, weil man gern bei ihnen war. Ein Ort, der fast wie ein Zuhause war, verschwindet, auch das ist ein Verlust. Die meiste Zeit sind Kinder in diesem Alter aber so sehr im Hier und Jetzt, dass es ihnen schwerfällt, die Tragweite der Situation nachzuvollziehen. Irritierend ist für sie meistens der Umstand, dass die Eltern trauern. Dass sie traurig sind, manchmal weinen, vielleicht nichts essen möchten, lange dasitzen und in die Luft schauen, ganz laut Musik hören. Das sind verwirrende Abweichungen vom Alltag, die Kinder in diesem Alter nicht mit Trauer verknüpfen können.

DIE SCHLEUSEN ÖFFNEN

Ein Gefühlsausdruck, der Kindern im Gegensatz zur komplexen Trauer aber sehr wohl bekannt ist: Weinen. Weinen, wenn etwas nicht so läuft, wie sie sich das vorgestellt haben, wenn etwas nicht schmeckt, wenn ihnen etwas wehtut. Und so kann es vorkommen, dass Kinder dankbar mit einsteigen, wenn die Eltern weinen.

Ich habe zwei Schwestern begleitet, deren Mutter nach einer längeren Krebserkrankung starb. Es gab keinen großen Freundeskreis, der Vater und Ehemann war bereits vor vielen Jahren ebenfalls an Krebs gestorben. Beide Schwestern hatten Kinder im Alter von zwei bis fünf Jahren, dazu die beiden Partner – das war die Trauergesellschaft. Die Kinder waren bei allem dabei gewesen, hatten erlebt, wie ihre Oma immer schwächer wurde, hatten viele letzte Male zelebriert, auf dem nächstgelegenen Friedhof ein passendes Grab ausgesucht. Sie hatten sogar zusammen zu den Songs getanzt, die nun auf ihrer Beisetzung gespielt werden sollten.

Jetzt, an diesem Tag, waren die Kinder in erster Linie neugierig. Sie wollten wissen, wie ihre Oma in so eine kleine Urne passte, was da eigentlich überhaupt drin war, auch ihre Zähne? Ich empfing die beiden Familien an der kleinen Kapelle, die Urne stand neben mir

auf der Bank. Nach den ersten drängenden Fragen machten wir uns auf den Weg zum Grab. Alle durften abwechselnd Oma tragen. Am Grab hatte ich kleine Tische aufgebaut, eine Kiste mit Stiften bereitgestellt, einen schönen bunten Blumenstrauß als Schmuck dazu. Daneben stand ganz bestimmter Dosen-Prosecco, den die Schwestern immer mit ihrer Mutter getrunken hatten. Und für die Kinder Fanta, natürlich auch in Dosen. Hinter dem nächsten Busch stand die große Musikbox, aus der die vorbereitete Playlist tönte. Eine der beiden Schwestern hatte noch Pizzaschnecken gebacken, nach einem Rezept von Oma natürlich. Die Urne wurde abgestellt und danach mit viel Bedacht und Konzentration von allen Seiten bemalt und verschönert. Die ersten Dosen wurden geöffnet, wir bekamen Besuch von der Friedhofskatze, die Kinder sprangen hin und her, machten eine Verfolgungsjagd zwischen den Gräbern. Wir waren die einzigen Besucher des Friedhofs, niemand störte uns und wir störten auch niemanden.

Nach ungefähr 30 Minuten begann die Playlist von vorne, einer der kleinen Jungs hatte die Windel voll, die Aufmerksamkeit wurde flatteriger, weniger fokussiert. Nun sollte beigesetzt werden. Und das war ein Schock. Die Urne in das dunkle Loch versenken? Das konnten sich im ersten Moment weder die beiden Schwestern noch die Kinder vorstellen. Wir haben uns dann langsam angenähert, haben zuerst die Gruft mit Blumen und Blütenblättern hübsch gemacht, bevor die Urne abgelassen wurde. Trotzdem blieb es natürlich der letzte schwere Schritt. Die beiden erwachsenen Frauen fingen leise an zu weinen. Und als die Kinder das bemerkten, stiegen sie sofort mit ein. Auf einmal waren alle Schleusen offen. Es wurde geheult, geweint, gejammert und geschluchzt, steigerte sich ins laute Plärren, wurde immer dramatischer. Zuerst waren wir Erwachsenen irritiert, dann besorgt, ergriffen und zum Schluss auch ein bisschen amüsiert.

Das Weinen war in dem Moment Ausdruck tief empfundener Trauer. Es symbolisierte Unterstützung für die Eltern. Und es hin-